P. O. germ.
769bm

P.O.germ.
769 bm

(Kotzebue)

Erinnerungen

<36636817910016 S

<36636817910016

Bayer. Staatsbibliothek

I. 17. III. 6821.

Bemerkungen

über des

Herrn v. Kotzebue

neuesten Roman:

Das

merkwürdigste Jahr

meines Lebens.

1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Erscheinung des neuen Kotzebu'ischen Werkes hat ganz Deutschland gleichsam elektrisirt, und da der Verfasser es auch ins Französische und Englische (und vielleicht sogar ins Russische und Tartarische) übersetzen ließ, so dürfte der elektrische Schlag wohl auch bis an die Temse und Seine und (wenn obige Vermuthung zütraf) bis an die finstere Tura und die majestätische Wolga hin gewirkt haben.

Ein Mann von solchem Rufe nach Siberien geschickt, und mit Gnaden und Belohnungen wieder ins Vaterland zurück gekehrt, mußte natürlicher Weise mehr als ein Theaterheld interessiren. Die Zeitungsschreiber gingen schon als Trompeter voraus: und nun tritt der unschuldige Verbannte selbst auf, und schildert uns seine schrecklichen Schicksale. Alles gerieth in Bewegung. Die armen Zofen und Lakeys hatten nicht Füße genug, um das merkwürdi-

ge Lebensjahr des Herrn v. Kotzebue zu hohlen, und die Damen nicht Geduld genug, ihre Ankunft zu erwarten. Kurz, die ganze lesbegierige Welt trug heißhungerig ihr Geld nach den Buchladen hin, und fand sich in ihrer Erwartung getäuscht. Anstatt einer wahren, in männlichem Style geschriebenen Geschichte, fand sie einen mit dem Flittergolde einer theatralischen Phantasie ausgeschmückten Roman, der noch über dies durch Unklugheit, Unbescheidenheit, und eine unedle Compromittirung der würdigsten Personen, mit denen er gleichsam durchwebt ist, das Gemüth jedes ehrlichen Mannes empörte; mit unter aber auch zu lachen gab.

Dies war bisher die allgemeine Stimme derjenigen, die das Unglück traf, ihr theures Geld für eine schlechte Waare hinzugeben. Selbst Leute, die den Herrn v. Kotzebue bisher in besondere Affection genommen hatten, sprechen nun seinen Nahmen nicht mehr mit der vorigen Adoration aus, und viele vergleichen den Verfasser mit dem gottseligen Trenk, der ebenfalls eine wahre Geschichte versprach, und dafür einen Roman lieferte; die reicher

Classe lächelte, und sagte bloß: Der hat uns die Augen ausgewischt.

Folgende Bemerkungen mögen zum Beweise dienen, in wie weit dieß Mahl die Stimme des Publicums auch Stimme der Wahrheit sey. Sie wurden von mir während des Durchlesens niedergeschrieben, und dann berichtigt; nur war ich nicht so unbescheiden, die Berichtigungen und die unberichtigten Stellen (wie es Herr v. Kotzebue that) dem Publicum pêle-mêle zu verkaufen.

Schon das Titelblatt wäre ein kleiner Beweis, daß uns Hr. v. Kotzebue einen Roman liefern wollte. Er weiß, daß ein Roman ohne Kupfer nicht gefällt, und ließ sich daher in einer Scene, die wieder ganz theatralisch, in einer rührenden Attitüde, und dabey (was für Siberien etwas auffallend ist) recht schön frisirt, auf das Titelblatt hinstechen. Wir finden aber auf diesem Kupfer auch den Hofrath und den Curier, die ihn beyde nach Siberien begleiteten, und

Hr. v. Kotzebue versichert uns am Schlusse seines Werkes, daß sie der vortreffliche Künstler bloß nach der Beschreibung im Buch zum Reden getroffen habe; in seiner eigenen Figur fände man aber nur einige Aehnlichkeit. Das ist doch ein besonderer Künstler, der nach einer Beschreibung besser trifft, als nach dem Original. Hr. v. K— wollte diesem Künstler ein Compliment machen, und sagte eine Sottise; aber wir werden auch in der Folge sehen, daß unser Autor mit seinen Complimenten oft sehr unglücklich ist.

Durch das Motto will uns der Autor zu verstehen geben, daß er sich mit dem, durch Mangel an Prudenciale ins Exil geschickten Ovidius in gleicher Lage befinde. — Dawider ist nun nichts einzuwenden; nur läßt sich vermuthen, daß seine Thränen beym Anblick der schönen Summe, die ihm seine Buchhändler-Speculation eintrug, nun wohl werden vertrocknet seyn.

Ueber die Zueignungsschrift lassen wir die Erinnerung oder Ahndung denjenigen über, deren ehrwürdige Nahmen er an ihre Spitze

setzte. Wenn diese ihm für die öffentliche Compromittirung als Brüder und Schwestern verbunden sind, so hat das lesende Publicum hier keine Stimme: wohl aber geht der Vorbericht uns näher an.

Hier erzählt uns Herr v. Kotzebue, daß der Grund seines Unglücks in einer argwöhnischen Laune des Augenblicks (der Augenblick hat keine Launen) zu suchen sey: wir übergehen diesen launigen Einfall, sonst müßten wir einwenden, daß die Gnaden, die er in der Folge erhielt, wohl auch das Werk einer gutmüthigen Laune des Augenblicks seyn konnten — aber die Stelle: daß die Tugend, sein Unrecht einzusehen, auf dem Throne noch seltner als im gemeinen Leben zu finden sey, schrieb Hr. v. K— sicher ohne Kopf nieder.

Wenn er dem verstorbenen Kaiser doch ein Compliment machen wollte, so hätt' ers nicht auf Kosten der übrigen Monarchen thun sollen. Sind dem Autor denn nicht die Thronen bekannt, wo man so ein Unrecht gar nicht begeht; wo man sich keine solche Gewaltthätig-

keit erlaubt, und wo man Leute, die durch ihre früheren Schriften wirklich zu einigem Mißtrauen berechtigten, nicht bloß mit aller Schonung behandelt; sondern sogar mit lebenslänglicher Pension begnadigt? Kein Unrecht thun, ist doch eine weit größere Regententugend, als sein Unrecht erkennen. — Da sehen wir abermahl, wie unglücklich Hr. v. K— im Complimentmachen ist. Das Lob, das er am Ende seines Vorberichtes dem jetzigen Beherrscher der Russen ertheilt, wird jeder biedere Leser in seinem Herzen mit Freuden unterschrieben haben.

Nun fängt der Roman an. Um das Heimweh seiner Frau zu stillen, entschloß sich Herr v. Kotzebue, auf einige Monathe mit ihr nach Rußland zu reisen. Es traten aber bald wichtige Bedenklichkeiten ein, die seinem Herzen von diesem Schritte abriethen; ob nicht auch geheime Gewissensbisse darunter waren, erzählt er uns nicht. Ein Mann von festem Cha-

rakter würde hier consequent gehandelt haben; er hätte Gründe und Gegengründe bey sich selbst abgewogen, und dann als Mann seinen Entschluß gefaßt; so aber traute er bloß dem Verstande seiner Frau, die über seine gegründeten Bedenklichkeiten nur lächelte; er nahm alles, wie er sich selbst ausdrückt, auf die leichte Achsel, und lief seinem Unglück entgegen.

Hier sehen wir also den Helden des Romans unter dem Pantoffel seiner Frau; oder (um mich auch ein Mahl in der Theatersprache auszudrücken) wir erblicken in Herrn v. Kotzebue den schwachen Antonius, und in seiner Christel, die ihn beherrschende Kleopatra, die er uns in seiner Octavia mit Meisterhand gezeichnet hatte.

Ich muß gestehen, daß die Benennung Christel, so oft ich in diesem Roman auf sie stieß, meinem Ohr immer sehr wehe that. Sie erinnerte mich an die barbarischen Namen Stoph'l und Grethl, die ich öfters auf meiner Reise durch Bayern und Oesterreich aus dem Munde der Bauern hörte; aber von einem so

feinen und gebildeten Sachsen hätte ich wenigstens das Diminutiv Christinchen erwartet; oder wollte uns Hr. v. K— durch sein Christel vielleicht nur erinnern, daß er einige Zeit an der Direction des Wiener-Theaters Theil hatte? Wir wollen dem Verfasser nun weiter folgen, aber aus dem ungeheuern Walde von Ungereimtheiten nur die gröbsten Stämme aushauen; sonst könnten aus unsern Bemerkungen leicht zwey eben so dicke Bände werden, als das merkwürdigste Lebensjahr des Hrn. v. K—, das er uns auf 12 Bogen hätte liefern können. Wie dem Verfasser durch den Vorsteher des Zollamtes in Polangen der Arrest angekündigt wurde, wie die Christel sich dabey geberdete, und wie sie sich sebst die bittersten Vorwürfe machte, in Ohnmacht fiel, und wieder zu sich kam, das wird dem geneigten Leser ohnehin noch im frischen Gedächtnisse seyn. Wir verzeihen dem Autor gern die romantischen Farben, mit denen er diese Scene ausmahlte; aber verzeihen können wir es ihm nicht, daß er bey dieser Gelegenheit einen würdigen Beamten öffentlich compromittirte.

Sellin, der Vorsteher des Zollamtes, hatte Ordre, die Koffer und Schriften des Hrn. v. K— zu untersuchen; dieser sagt nun S. 23, daß diesem Staatsdiener die Erfüllung seiner Pflicht sauer ankam; allein Hr. v. K-- scheint die Miene des Verdachtes von der Miene der sauern Pflichterfüllung nicht unterscheiden zu können. Wär diesem Beamten die Erfüllung seiner Pflicht so sauer angekommen, und hätte er, wie der Autor an mehrern Orten zu verstehen gibt, über den vormaligen Freund den Beamten vergessen, so würde er ja bey Untersuchung des leeren Kastens nicht so streng vorgegangen seyn.

„Ist hier vielleicht ein verborgenes Fach für Papier?" fragte Sellin. Hr. v. K— erwiederte es mit nein, und mit der Antwort hätte sich ein Beamter, dem die Erfüllung seiner Pflicht ohnehin so sauer ward, gewiß begnügt; aber Sellin traute diesem Nein nicht, und ließ sichs nicht sauer werden, den Kasten genauer zu untersuchen — und sieh da! das geheime Fach fand sich — aber leer.

Der Verfasser thut sich auf den letzten Um-

stand sehr viel zu gute, und glaubt seine Unschuld nun ganz gerechtfertigt; aber er muß uns verzeihen, wenn wir ihm offenherzig gestehen, daß dieses geheime Fach, selbst leer, ihn noch immer ein wenig verdächtig mache.

Hätte Hr. v. K— diesen Kasten gekauft, so könnte wohl aller Verdacht wegfallen, weil man lange Zeit im Besitze eines gekauften Kastens seyn kann, ohne zu wissen, daß er verborgene Fächer habe; aber der Autor gesteht uns selbst ein, daß er ihn in Wien habe machen lassen. Was man machen läßt, gibt man selbst an: unser Autor muß also dies geheime Fach befohlen haben, oder die Tischler in Wien müssen gewohnt seyn, wenigstens für reisende Theaterdichter, in dem Kasten so ein verborgenes Fach anzubringen; aber auch in diesem Falle würde der Meister es dem Hrn. v. K— entdeckt haben, sonst konnte er ja keinen Gebrauch davon machen. Es bleibt also mehr als Vermuthung, daß er um dies geheime Fach wußte, und daß er, weil er sich in der Miene des Beamten Sellin verrechnet hatte, mit seinem bloßen Nein wegzukommen suchte. Es

möchte wohl auch etwas mehr als Wahrscheinlichkeit seyn, daß die papiernen Eingeweide, die dies Fach enthielt, aus Vorsicht, sammt den Büchern, die sich vor der unsinnigen Censur des Hrn. Tumansky in Riga fürchteten, in Memel zurück blieben. Dadurch wollen wir aber nicht sagen, daß diese Schriften eben verdächtigen Inhaltes gewesen sind; sondern wir wollten nur beweisen, daß unser Autor um das geheime Fach wußte.

Allein Hr. v. K— begnügt sich nicht, den guten Sellin als einen Mann aufzuführen, dem die Erfüllung seiner Pflicht sauer ward, er macht es nun so gar öffentlich bekannt, daß bey dieser geheimen Untersuchung der Schauspieler Weihrauch ein Augenzeuge war, da doch nach der geheimen Ordre, die schon auf der Aussenseite mit den Worten, pro secreto, bezeichnet ist, bey der Ausführung des Befehls kein fremder Zeuge zugegen seyn darf. Welcher Verantwortung kann der Autor den * braven

* Dieser Beamte ward in der Folge wirklich abgesetzt. 2 Band, S. 300.

Beamten durch seine tolle Publicität nicht aussetzen? Der so grundgelehrte Hr. v. K— soll es doch wissen, daß mit dem Regenten der Staat nicht absterbe, und daß Verletzung der Dienstpflicht früh oder spät ihren Lohn finde.

Wir wollen unsern Autor ruhig nach Mietau reisen lassen, und uns indessen mit seinen Papieren unterhalten, die einen ganzen Bogen ausfüllen, und die er uns (vielleicht weil sie den Glanz seiner Unschuld in sich fassen) im Memorial an den Kaiser Paul zum zweyten Mahl verkauft.

Unter diesen Papieren finden wir ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß der Ober-Hof-Theatradirection in Wien; dies wird aber wohl schwerlich von dem sämmtlichen Theaterpersonale unterzeichnet seyn; sonst wäre der Beysatz schmeichelhaft am unrechten Orte.

Ferners einen von dieser Direction auf vier Monathe beschränkten Urlaub. Der Autor gesteht es selbst in der Folge, daß er sich diesen

Urlab nur pro forma geben ließ, um dadurch leichter den Rückweg aus Rußland zu erreichen. Dieser Urlaub war also nur ein Nothnagel. —

Ein ähnlicher Nothnagel hätte bey eintretendem Falle vielleicht auch das Zeugniß über sein untadelhaftes Betragen seyn sollen, das Hr. v. K— von dem Chef der Polizeystelle in Wien bey seiner Abreise verlangte. In welchem zweydeutigen Lichte könnte hier Hr. v. K— nicht vor Leuten erscheinen, die seinen moralischen Charakter nicht näher kennen? Wo ist die Tugend, die ein Zeugniß ihrer Tugend fordert? Was hätte die Polizeystelle in Wien nicht zu thun, wenn sie jedem Fremden, der sich einige Zeit dort aufhält, über sein Betragen ein Zeugniß geben sollte? Ueberdies ist ja Hr. v. K— ein kaiserlicher Beamter, und da er noch überdies die Erlaubniß hat, seine Pension im Auslande nach Belieben verzehren zu dürfen, so ist das schon für sich ein gültiges Zeugniß seines guten bürgerlichen Betragens. Die Antwort des Polizeyministers in Wien war also sehr passend: man versprach ihm Gerechtigkeit zu leisten, wenn je über sein Be-

tragen in politischer Hinsicht ein Zweifel entstehen sollte —— und ließ dadurch den Hrn. v. Kotzebue das Lächerliche seines Gesuches auf feine Art fühlen.

Um noch mehrere Blätter unnütz anzufüllen, regalirt er uns mit einem Gedicht auf den Freyheitsbaum der Schweizer, das in ganz Deutschland bekannt ist, und mit einem kleinen Bruchstück aus einem Gedicht auf den Geburtstag seiner Frau. Aus diesen wenigen Zeilen sollte man fast schließen, daß Hr. v. K— Dichter sey; denn er war Prophet.

Endlich kommt unter diesen Schriften auch ein großes dickes Buch in Folio vor, und dies Buch war durch fünf Jahre der Bewahrer aller seiner Geheimnisse. Warum erst seit 5 Jahren? könnte ein Spötter fragen. Das war ja gerade der Zeitpunct, wo Hr. v. K— den Ruf nach Wien erhielt. Wir übergehen die Folgerungen, die sich durch böse Leute aus dieser Frage ziehen ließen — Wie der Autor sagt, braucht man dieses Buch nur durchzublättern, um ihn eben so gut, und vielleicht besser kennen zu lernen, als er sich selbst kennt. Vielleicht kommt ihm

einmahl die Lust, dies dicke Buch im Druck heraus zu geben, und da sey der Himmel abermahls unserm Beutel gnädig!

Da sich Hr. v. Kotzebue so viele Seitensprünge erlaubt, so gestatte man mir nur einen. Sein eigenes dickes Buch in Folio gab mir dazu Anlaß. Es ist unter den Protestanten etwas Gewöhnliches, über alle Handlungen, die sie den Tag durch begehen, eine Art von Protocoll zu führen, das sie Tagebuch nennen. Ich machte vor mehrern Jahren mit einem Hamburger eine Reise nach Italien, und wenn ich Abends im Gasthofe eintraf, fand ich ihn gemeiniglich mit seinem Tagebuche beschäftiget, in das er, wie er mich versicherte, sehr gewissenhaft auch seine kleinsten Handlungen aufzeichnete. Eines Tags kam ich nach Haus, und fand das Zimmer verriegelt. Ich pochte vergebens, als sich endlich die Thür öffnete, und eine von den mitleidigen Schwestern in sehr zerstörtem Anzuge aus dem Zimmer heraus schlüpfte. Ich fragte meinen Hamburger lächelnd, ob er auch dieses Intermezzo in seinem Tagebuche angemerkt habe. Behüte Gott! antwortete er mir,

man könnte ja so etwas nach meinem Tode darin finden. Wir können es nicht hindern, wenn Spötter hier Applicationen machen wollen.

Unser Autor, der durch sein ganzes Werk jeden in nachtheiliges Licht zu setzen sucht, der nicht mit seinen philantropinischen Grundsätzen harmonirte, verschont auch den Hauptmann nicht, der ihn bis Mietau begleiten mußte. Er sagt von ihm S. 29, daß er zu dem Auftrag, den er in Rücksicht seiner ausführen mußte, gar nicht geschaffen war; daß er immer in einem entfernten Zimmer schlief, und daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, die Flucht zu ergreifen. Heißt das nicht abermahls einen ehrlichen Mann öffentlich compromittiren? Und doch war es gerade dieser Hauptmann, der sehr philantropinisch mit Hrn. v. K— verfuhr. Er hatte zu hohe Begriffe von seiner Seelengröße, als daß er ihn einer Desertirung

fähig glauben sollte, und bewachte ihn daher nicht mit der gewöhnlichen Strenge.

In Mietau kommt unser Autor zum Gouverneur, faßt aber gleich beym Eintritt in das Vorzimmer keine guten Begriffe von ihm. Er fand hier Gemählde, die ihm *absichtlich* gewählt zu seyn schienen, aber vielleicht auch schon durch Jahrhunderte dort hingen. Ein Wolf, der ein Reh zerriß; ein Geyer, der seine Klauen in einen Hasen schlug; ein Fuchs, der sich in einem so genannten Berliner-Schwanenhals gefangen hatte. Jeden Mann von ganz reinem Gewissen hätten diese Gegenstände gar nicht interessirt; aber bey Hrn. v. K— *wards auf ein Mahl düster in seiner Seele.* Vielleicht sah er sich in seiner Einbildung für das *Reh* an, vielleicht für den *Hasen*, oder auch wohl gar für den *Fuchs*, der sich in einem *Berliner*-Schwanenhals gefangen hatte. Die Leser werden sich noch an die *Bedenklichkeiten* erinnern, die durch die Antwort des russischen Gesandten in *Berlin* in unserm Autor erregt wurden.

Beym Eintritt zum Gouverneur machte ihm

dieser über seine Schriften ein Compliment, setzte aber hinzu, daß sie hier und da etwas spitzig geschrieben wären. Dieser Stich hätte wenig auf unsern Autor gewirkt; aber bald darauf erklärte ihm der Gouverneur, daß er seine Pflicht auf das strengste erfüllen müsse, und da dürfen wir uns freylich nicht wundern, daß wir den Namen des Hrn. Gouverneurs v. Driesen nicht unter der Zahl der Menschenfreunde finden, die an der Spitze seiner Dedication stehen, und die ihm die Brüder- und Schwesterhand reichten. Männer, die ihre Pflicht gegen ihn streng erfüllten, stehen bey Hrn. v. Kotzebue in keinen Gnaden.

Daher ermangelte er auch nicht, dem Gouverneur S. 54 Worte in den Mund zu legen, die der Regierung der großen Katharina wenig Ehre machen. Bey uns, soll der Gouverneur gesagt haben, ist es nun nicht mehr wie vorhin: die Gerechtigkeit wird nun streng gehandhabt. Das soll und muß sie unter jeder weisen Regierung: aber Hr. v. K—, der vom Theater her nur die verschöner-

te Natur kennt, denkt sich die Gerechtigkeit als eine feine Nymphe, die den Verbrecher freundlich anlächelt, und durch die Finger schaut.

S. 55 führt uns der Autor eine Personnage auf, die durch den ganzen ersten Theil seines Romans eine große Rolle spielt. Es ist der Hofrath Schtschekatichin, der von der Regierung den Auftrag hatte, ihn nach Siberien zu begleiten. Die Schilderung, die uns Hr. v. K— von diesem in öffentlichem Charakter stehenden Manne macht, ist gräßlich. Er hatte ein Faunsgesicht: sein steifer Anstand verrieth schon, daß er unter dem Militär gedient hatte; er war ganz Ignorant; die Litteratur war ihm fremd; er kannte weder die Namen Cicero, noch Voltäre, noch Kant. — Sey es!! dafür war er nun so glücklich, den Nahmen und die Person des großen Kotzebue kennen zu lernen. Ob übrigens dieser Hofrath das Ungeheuer war, das unser Autor gern aus ihm machen möchte, wird sich in der Folge dieser Bemerkungen zeigen.

Nun folgt die Abschiedsscene von Weib und Kindern, an der gewiß jeder gefühlvolle Leser

Theil genommen hätte, wäre sie mit kühnen und doch warmen Zügen hingemahlt worden; so aber fiel der Autor wieder in sein theatralisches Pathos, beschreibt uns recht kleinlich, was seine Christl alles trieb, wie sie von Trennung hörte; wie schön sie in ihren Schmerzen, wie rührend sie in ihren Thränen war; wie sie bald — mit heißen Thränen an seinem Halse hing, bald ohnmächtig auf dem Bette lag; kein Auge konnte trocken bleiben, nur der abscheuliche Hofrath weinte nicht mit — vielleicht glaubte der Hofrath bloß eine Theaterscene zu sehen. Damit wieder einige Blätter gewonnen werden, müssen wir auch noch die Schilderung des Senats-Curiers verdauen, der ihm außer dem Hofrath zur Begleitung mitgegeben wurde. Hier zeigte Hr. v. Kotzebue wieder sein Talent im Zeichnen der Charaktere; denn wir sehen sogar, wie dieser Curier die Suppe verschluckt, und das Fleisch in den Rachen hinab warf, und die Knochen wie ein Bullenbeißer zusammenfraß. Für den Leser hat das alles freylich wenig Interesse, aber der Beutel des Hrn. v. K— befand sich gut dabey.

Bisher glaubte Hr. v. K— noch immer, daß die Reise nach Petersburg ging, wo er Freunde hatte: bis Riga hin unterhielt er sich also mit Trostgedanken, die er uns bald in Monologen und bald in Tiraden vorlegt, und uns zugleich mit einer uns bisher noch unbekannten Eigenschaft seines Herzens bekannt macht. Er erzählt uns ganz naiv, daß sein Herz nie an Geld hing, und gab uns den Beweis davon an dem dickleibigen, merkwürdigen Jahre seines Lebens, das er bloß aus Abscheu vor dem Geld von 12 Bogen auf 50 ausdehnte, und sich um theures Sündgeld bezahlen ließ.

Außerhalb Riga machte er die schreckliche Entdeckung, daß er sich auf einer ihm ganz fremden Straße befand, und als sie auf der nächsten Station eintrafen, erzählte ihm der Curier, daß die Reise nach Siberien gehe. Der Curier zeigte ihm sogar den Postpaß vor, was er nach seiner Pflicht nicht thun, oder Hr. v. K— wenigstens nicht wieder hätte erzählen sollen. Er läßt aber (was noch unverzeihlicher ist) den Hofrath durch den Curier einen schlechten Menschen nennen, freylich in der Ver-

muthung, daß sein gelehrtes Werk diesem Ignoranten nie in die Hände kommen würde; aber wer bürgt unserm Autor dafür, daß dieser Hofrath nicht doch Notiz davon bekomme, und den Curier diese Beleidigung entgelten lasse? Wir wünschen nicht, daß Hr. v. K— eine zweyte Reise nach Siberien mache; aber gewiß würde sich jedermann hüthen, ihm pflichtwidrig einen Liebesdienst zu erweisen, weil jeder fürchten müßte, öffentlich von ihm compromittirt zu werden.

Daß unser Autor schon bloß durch den Namen Siberien ein krampfartiges Zittern bekam, wollen wir gern glauben. Seine lebhafte Imagination verband mit diesem Namen natürlicher Weise auch das Aufschlitzen der Nasenlöcher, den Zobelfang, die Knute und andere siberische Attributen: wir verzeihen es ihm daher auch, daß sich der Gedanke zur Flucht fest in ihm ansetzte.

Die Liebe zur Freyheit hat uns die Natur ins Herz geschrieben. Dem größten Verbrecher, der in Fesseln liegt, ist es nicht zu verargen, wenn er dieser Fesseln los zu werden sucht, um

so weniger dem Hrn. v. K—, der unverhört, und wie es in der Folge die Gnaden des russischen Kaisers bezeugen, unschuldig nach Siberien geschickt wurde.

Wie er seine Flucht veranstaltet, und was ihm bis zum Zeitpuncte, wo er dem Hofrathe wieder in die Hände fiel, für Abenteuer begegneten, erzählt er uns nur auf vier gedruckten Bogen, erlaubte sich aber (wie es Sitte der Romanschreiber ist) manche poetische Freyheit, und läßt es, um die Leser zu amüsiren, auch nicht an comischen Einfällen mangeln. Darunter gehört die Antwort, die er der Schildwache gab: daß er nähmlich diese Nacht ein hübsches Judenmädchen besucht habe. Es ist fast unbegreiflich, wie dem so moralischen Herrn v. Kotzebue diese schnurrige Ausrede einfallen konnte.

Auch ein Donnerwetter kommt darin vor. Wir erblicken den Hrn. v. K—, wie er jeden Tropfen, der von den Tannen abfällt, begierig mit dem Maule auffängt, wie er anfänglich sehr ungeschickt darin ist, es aber endlich im Fangen so weit bringt, daß ihm kein Tro-

pfen mehr entgeht. Weil Geistergeschichten beliebt sind, flicht er auch Geistererscheinungen mit ein. Bald sah er einen Heuschlag für einen Kerl an; bald sah er einen Jäger, der mit einer Flinte nach ihm zielte. — Sein Hirn litt gewaltig — er war krank — sehr krank — bloß der Gedanke an seine gute Frau erhielt ihn. So oft die Lebenslampe auslöschen wollte, stammelte er den Nahmen Christl leise zwischen den Lippen, und die Lampe ward wieder angefacht.

Wie fein weiß Hr. v. Kotzebue nicht die Saiten des weiblichen Herzens zu treffen! Wenn alle Männer meine Schrift persifliren, dachte er bey sich, so müssen doch die Weiber einen Autor in Schutz nehmen, der nur immer sein geliebtes Weib im Munde führt, und auf dem die halbe Welt liegt, wenn er nur neun Tage von seiner Christl entfernt ist.

Allein so sehr auch der Nahme seiner Frau ein Talisman für seine Seele war, so konnte er doch auf den Körper nicht wirken; denn dieser forderte mit Ungestüm Nahrung. Unser Autor befand sich in einer schrecklichen Lage,

und es entstand der Gedanke von Selbstmord in ihm. Er gesteht es uns selbst, daß er sich, wenn er anstatt der kleinen Schere seinen Dolch bey sich gehabt hätte, die Brust würde durchbohrt haben.

Ganz Ernst muß es aber dem Hrn. v. Kotzebue mit seiner Reise in die andere Welt doch nicht gewesen seyn; denn auch die kleine Schere konnte ihm den Weg dahin öffnen, oder sein Herz müßte nur tiefer liegen, als bey den übrigen Menschen. Daß er diese kleine Schere für ein taugliches Instrument zum Selbstmord halten mußte, zeigt sich S. 178, wo er fast sinnlos nach dieser Schere greifen, und sich die Brust durchbohren wollte. Aus diesem allen erhellt so ziemlich, daß unser Autor doch noch lieber nach Siberien als in die andere Welt reiste; denn er konnte doch nicht wissen, ob nicht auch Pluto *argwöhnische Launen des Augenblickes* haben könne.

Mit der Flucht ging es so ziemlich glücklich, als ein Mann, den Hr. v. K— Prostenius nennt, der aber doch nicht so heißen soll, den ganzen Plan vereitelte. Dieser machte dem Baron v. Beyer begreiflich, daß er sich compromittiren würde, wenn er unserm Autor, der sich auf sein Schloß geflüchtet hatte, in Geheim fort hälfe. Dieser Prostenius war ein Freund des Beyerischen Hauses, und als dieser konnte er wohl nicht anders sprechen. Hr. v. K— hat zu viel Verstand, um nicht einzusehen, welcher Verantwortung sich der Besitzer des Schlosses aussetzte, wenn er ihm die Hand zur weitern Flucht gebothen hätte. Die Kammermädchen wußten von seiner nächtlichen Ankunft; Hr. v. K— setzt freylich großes Vertrauen in das schöne Geschlecht; aber man weiß doch, wie geschwätzig dies Geschlecht ist. — Ueberdies hatte der Hofrath bereits in eigener Person seinen Flüchtling im Schlosse aufgesucht. Hr. v. Beyer konnte sich also nicht mehr mit Ignorirung des Factums entschuldigen, und endlich ist es ja Pflicht jedes treuen Unterthanes, Ehrfurcht gegen die Verfügungen

der Regierung zu tragen. Ob unser Autor schuldlos oder strafbar sey, darüber geziemte dem Schloßherrn keine Untersuchung. Hr. v. K— erscheint einmahl als Flüchtling, der aus den Händen der Gerechtigkeit eschappirt war, und da man ihn vom Hrn. v. Beyer zurück forderte, so mußte er ausgeliefert werden.

Wir sehen den Hrn. v. K— nun wieder in den Händen des Hofraths, und nun erwartete gewiß jeder Leser, daß dieses beschriebene Ungeheuer mehr als tartarisch mit unserm armen Autor verfahren würde. Ich selbst sah ihn schon an Händen und Füßen gefesselt, auf einen elenden Karren geworfen, von zwey unmenschlichen Kosaken bewacht, hinter dem Wagen des Hofrathes herrollen, sah ihn bey der Nacht in elende Kellerlöcher verschlossen, bey Wasser und Brot in harmvoller Stellung sitzen, sein Daseyn verwünschen, und nach seiner Christl seufzen. — Ich weiß, daß Hr. v. K— in einer guten Laune des Augenblicks selbst eingestehen wird, daß der Hofrath zu diesem strengen Verfahren allerdings berechtigt war. Unser Autor hatte seine Nachsicht

mißbraucht, entzog sich nächtlicher Weile seiner Aufsicht, und setzte ihn einer Verantwortung aus; die dem armen Hofrath in einem Augenblick von mürrischer Laune leicht den Kopf hätte kosten können. —

Und doch finden wir gerade das Gegentheil. Das wilde Ungeheuer verfuhr mit dem als Flüchtling strafbaren Hrn. v. Kotzebüe — menschlich. Er nahm ihm bloß sein Geld ab; und auch bey dieser Untersuchung ging er nicht streng zu Werk, sonst würde er wohl auch das Säckchen mit den hundert Rubeln gefunden haben, die Hrn. v. K— von einer gutmüthigen weiblichen Seele in Geheim zugesteckt wurden, und die er deßwegen auf bloßem Leibe trug. Er sprach ihm auch sogar Trost zu, und schilderte ihm Siberien, wie ungefähr ein galanter Abbé einer reichen Matrone die Hölle schildert; erzählte ihm von einem Mädchen, das er nach Siberien begleitete, und dann begnadigt wieder zurück führen mußte, und Hr. v. K— gesteht es S. 181 selbst, daß dieser Barbar und Ignorant den wahren Balsam für sein leidendes Herz getroffen habe.

Bisher sprach unser Autor immer von seinem vollkommen reinen Gewissen, aber auf der weitern Fortreise nach Siberien stieg auf ein Mahl der Zweifel in ihm auf, ob nicht etwa das Schauspiel: Graf Benjowsky, die Urquelle seines Unglücks seyn könne; denn schon die große Katharina ließ unter der Hand bey ihm anfragen, warum er dieses Schauspiel geschrieben habe? Dieser Zweifel erschütterte seine Nerven so gewaltig, daß er sich schon in Kamtschatka glaubte; aber auch über diese Todesangst beruhigte ihn das Ungeheuer von Hofrath: er schwor ihm, daß er nicht weiter als Tobolsk gebracht würde, und er schwor als ehrlicher Mann; denn wenn ihn der Gouverneur von Tobolsk einige Meilen tiefer ins Land schickte, so war vielleicht Hr. v. K— selbst daran Schuld. Warum konnte er die Sucht zu glänzen selbst in Siberien nicht ablegen?

Bey seiner Fahrt durch Moskau fand er die ganze schöne Welt auf der Promenade beysammen; aber keine Seele warf einen

Blick auf den armen Autor, der vielleicht noch diesen Abend im Theater durch eines seiner Stücke sie amüsirte — —. Aber warum rief unser Autor nicht zum Wagen hinaus: Ich bin der Präsident Kotzebue, der euch schon so oft amüsirte! Man führt mich nach Siberien — rettet mich! Ohne Zweifel hätten ihn wenigstens die Weiber in ihren Schutz genommen, ihn den Händen des tyrannischen Hofraths entrissen, ihn vielleicht gar im Triumph nach dem Schauspielhaus geführt, und ihm dort die Dichterkrone aufgesetzt — und so wäre Hr. v. K— wenigstens gekrönt nach Siberien gekommen.

Die Furcht, nach Kamtschatka geführt zu werden, untergrub seine Gesundheit, und er verzweifelte an seiner Besserung. Er wollte ein Testament machen; das erlaubte man ihm nicht; doch die Bitte, an seine Frau zu schreiben, ward ihm bewilligt. Der Hofrath versprach das Briefchen aufzugeben, verbrannte es aber in der Küche, und nun gesteht uns Hr. v. K— S. 205, daß er diesen Mann, den er vorher nur verachtete, nun hasse.

Wenn unser Autor dies im Anfall seiner Krankheit niedergeschrieben hätte, so wäre es ihm zu verzeihen; da er nun aber, wie sein ganzes Werk (einige theatralische deliria ausgenommen) uns beweiset, bey vollkommenen Verstande ist, so hätte er doch, als gewesener Präsident eines bürgerlichen Senats, einsehen sollen, daß der Hofrath abermahls nur nach Pflicht und Vorschrift handelte. Den Trost, an seine Frau zu schreiben, durfte er ihm wohl gönnen, aber abschicken durfte er das Briefchen nicht; denn in seinen Augen war Hr. v. K— ein Mahl ein Staatsverbrecher, und diesen ist jede Correspondenz untersagt, wenn nicht eine besondere Erlaubniß dazu vorhanden ist: So ist es wenigstens bey uns, so wird es in Wien, und vermuthlich auch in Weimar seyn — und wenn der verfeinerte Sachse gegen vermeinte Staatsverbrecher mit dieser Strenge verfährt, so muß sie unser Autor dem weniger verfeinerten Russen um so eher verzeihen.

Wars die warme Witterung, oder seine vollkommene Resignation, (unser Autor weiß es

eigentlich selbst nicht, was Schuld daran war) aber es besserte sich mit ihm. Seine Kräfte nahmen zu, und mit ihm fanden sich auch wieder Trostgründe ein. Zu diesen machte ihm die alte und neuere Geschichte das Magazin auf. Er dachte bald an den Napper Tandy und bald an die Deportirten in Cayenne — und diese Trostgründe gaben ihm selbst seine gute Laune wieder zurück. Er erzählt uns von einer Wassergefahr, der er sich (obwohl von Natur aus wasserscheu) muthig preis gab, und von einem brennenden Walde, über dessen lodernde Bäume er herzhaft wegfuhr, und bemerkt dabey mit vieler Laune, daß er, wie Prinz Tamino in der Zauberflöte, durch Feuer und Wasser gehen mußte, um in die siberischen Mysterien eingeweiht zu werden.

Ueber so ein lustiges Gleichniß kann man dem Autor wieder manche langweilige Seite verzeihen. Er war nun mehrere Städte passirt, weil er aber nach seinen eigenen Worten, nie aufgelegt war, Beobachtungen zu

machen, so kann er uns auch nichts davon sagen: vielleicht ein Glück für uns Leser; sonst hätte aus diesen Beobachtungen leicht ein dritter Band entstehen können.

Nach vielen andern gehässigen Ausfällen auf den Hofrath, und eingestreuten Episoden, die zwar nicht zu seiner Geschichte, wohl aber zu dem Plan gehörten, sein Werk so dickleibig als möglich zu machen, finden wir ihn endlich an den Gränzen von Siberien. Aber ehe er diese betritt, macht er seinem verstorbenen Wohlthäter, dem Kaiser Paul abermahl ein schlechtes Compliment. Er fand Kinder in Menge, aber nur solche, die unter Katharinens Regierung erzeugt wurden. Wir könnten hier manche Bemerkung machen; aber es ist klüger, sie den Lesern zu überlassen — vielleicht steigt bey manchem der Zweifel auf, ob der Kaiser unsern Hrn. v. K— (den großen Freund des schönen Geschlechtes)

nicht in der Absicht nach Siberien schickte, um der Bevölkerung wieder aufzuhelfen.

Wir sehen ihn endlich in Tiumen, der ersten Gränzstadt von Siberien, und hier erzählt er uns die Geschichte, die ihm den Stoff zum Titelkupfer gab. Sie ist abermahls recht theatermäßig bearbeitet, wie überhaupt Hr. v. K— alle Gegenstände mehr wie Theaterdichter, als Philosoph anzusehen pflegt. Er läßt es auch nicht an Exclamationen fehlen. So werd' auch ich vielleicht einst wahnsinnig herum irren, heißt es S. 263, so muß auch ich schon jetzt ausrufen: wo bist du, meine geliebte Christel! wo sind meine Kinder! seyd ihr in Reval, Riga oder Petersburg! Warum nannte er nicht noch andere zwanzig Städte? So hätte das Werk doch wieder um zehn Zeilen mehr gegeben.

Die erste Unterredung, die Hr. v. K— mit dem Gouverneur in Tobolsk hatte, ist den Lesern bekannt. Ich habe nichts dagegen zu erinnern, als daß unser Autor sie hätte im Herzen behalten sollen; aber seine litterarische Ei-

telkeit wollte ein öffentliches Opfer. Die ganze Welt soll es wissen, daß der Nahmen Kotzebue schon in Siberien bekannt war, ehe die Einwohner noch das Glück hatten, die Person zu sehen.

S. 281 streut er seiner Eitelkeit abermahls selbst Weihrauch. Ein Verwiesener machte ihm das Compliment, daß seine Ankunft in der Stadt mehr Sensation gemacht habe, als wenn der Kaiser sechs Generale en Chef hierher geschickt hätte — und auch dies Compliment verkaufte er uns wieder.

Schon in der ersten Nacht hatte Hr. v. K— einen Traum und auch keinen Traum; denn er wachte und träumte zugleich. Es war ihm, als wäre er in einem Schiffe; er hörte das Rauschen der Wellen, und sogar das Schreyen der Matrosen, und war sich doch seiner vollkommen bewußt. Er überläßt, wie er sagt, die Erklärung dieser Erscheinung seinen Freunden Hufeland und Gall. Vermuthlich ist dieser Gall der berühmte Kopfmesser in Wien, und da Hr. v. Kotzebue, nach dem Beyspiel mehrerer Genies, wahrscheinlich einst seinen Kopf in die Gallische Schedelsammlung

vermachen wird, so können wir doch einst erfahren, ob Hr. v. K— in seinem Hirnschedel nicht eine besondere Kapsel hatte, die ihm das Vermögen gab, wachend zu träumen?

Ueber das Memorial an den Kaiser läßt sich nichts erinnern. Es ist alles darin angeführt, was die Unschuld des Hrn. v. K— in das hellste Licht setzen konnte; nur hätte er uns die Schriften auf die er sich darin bezieht, nicht zwey Mahl verkaufen sollen.

Wenn wir die Beschreibung, die der Hofrath unserm Autor von Siberien machte, mit der Lebensart zusammen halten, die dieser in Tobolsk führte, so finden wir, daß der Hofrath als wahrhafter Mann sprach. Hr. v. K— hatte die Tafel beym Gouverneur, sein Zimmer wimmelte von Besuchenden, er durfte in der Stadt frey herum gehen, bekam Bücher, und sogar französische Bücher zu lesen, und genoß also alle Vorzüge eines Mannes, der kein Staatsgefangener ist. Der Gouverneur erlaubte ihm sogar, sich einen Bedienten aufzunehmen. Es war, nach den eigenen Worten unsers Autors, ein schlechter Kerl, der ein Complot

machte, seinen Officier umzubringen, und das Schiff den Türken zuzuführen. Sein Handwerk war betriegen. Das sagte ihm der Gouverneur selbst, und doch nahm ihn unser Autor mit Freuden in seine Dienste auf, und bath sogar um die Erlaubniß, dies schlechte Meuble mit nach Kurgan nehmen zu dürfen. Hr. v. K— wird sich vermuthlich damit entschuldigen, daß dieser Mensch französisch sprach, und daß er jemanden brauchte, dem er sich anvertrauen konnte.

Der Mißbrauch, den Hr. v. K— von der Güte des Gouverneurs machte, sein Umgang mit einem jungen Menschen, der in Petersburg am übelsten angeschrieben war, seine zu häufigen Besuche, und überhaupt die Sensation, die er durch seine Gegenwart in Tobolsk erregte, und vielleicht wohl auch zu erregen suchte, bewogen den Gouverneur endlich, ihm die Flügel etwas zu stutzen. — Den Arzt ausgenommen, durfte er nun von niemanden Besuch annehmen, und auch kein fremdes Haus betreten. Es wurde ihm auch vom Gouverneur angekündigt, daß er ihn nicht länger in Tobolsk

dulden könne, und daß er nach zwey Tagen nach Kurgan abreisen müsse. Dieser edle Mann machte ihm sogar das Geständniß, daß längere Nachsicht ihn unglücklich machen, und Zufall, oder eine geheime Angabe ihn um Ehre, Amt und Freyheit bringen könnte. — Auch dies Geständniß, nur im Vertrauen gethan, posaunte Hr. v. K— durch ganz Europa aus. Herr von Kotzebue, wo blieb das Prudenciale?

Bis zu seiner Abreise erzählt er uns nun Verschiedenes. Er beschreibt uns das Theater. Das Weib seines liederlichen Bedienten spielte dort die edlen Mütter. — (Vermuthlich auch die Eulalia?) Die ganze Gesellschaft bestand aus Verwiesenen, und er nennt uns mehrere seiner Meisterstücke, die von dieser Bandi-tengesellschaft mit dem größten Beyfall dort aufgeführt wurden. Die Sonnenjungfern wurden eben einstudirt, und weil die Gesellschaft die großen Kosten nicht bestreiten konnte, so wurde unter den Honoratioren der Stadt eine Collecte darauf veranstaltet. Schade, daß Hr. v. K— vor der Production nach seinem Verweisungsorte abreisen mußte, sonst hätte er

vielleicht die Schauspielerinnen zu ihren Rollen abrichten können. Daß er meisterlich mit dem Dressiren der Actricen umzuspringen wisse, werden wir bey seinem zweyten Plan zur Flucht sehen.

Dann erzählt er uns (anstatt wichtiger Bemerkungen, die der Leser vielleicht über Siberien von ihm erwartete) eine lustige Wagenanecdote. Wie er sagt, bath ihn der Gouverneur, ein Lustspiel daraus zu machen. Der Titel konnte dann nicht anders als der Leibwagen des Herrn v. Kotzebue in Siberien heißen, und das hätte ein schönes Gegenstück zum Leibkutscher Peters des Dritten abgeben können.

Ferner erzählte er uns (was er hätte verschweigen sollen) von der Verschwiegenheit der dortigen Kaufleute, durch deren Hülfe er über 10 Briefe an seine Frau allein fort practicirte; dann von seinem verschmitzten Bedienten, durch den er mit seinen Freunden Briefe wechselte. Diese schrieb er mit Tusch in seinem Thränenbade aufgelöst. Abermahls eine Aehnlichkeit mit Trenk: nur schrieb dieser in seinem

Gefängnisse mit Blut. Wenn Hr. v. Kotzebue sein ganzes merkwürdigste Jahr mit Thränen geschrieben hat, so müssen sie, wie das Wasser aus einem Röhrbrunnen geflossen seyn. Weil aber alle diese Merkwürdigkeiten zur Ausfüllung dieses Bandes nicht hinreichten, so schrieb er uns noch den halben Seneca ab, und verkauft uns auch diesen für seine Geschichte.

Wie viele Blößen gäb es nicht noch zu rügen, wenn wir nicht fürchten müßten, eben so weitläufig zu werden, wie Hr. v. K—? Z. B. vom Hofrath, der nur deßwegen so lang in Tobolsk verweilte, weil ihm das Geld zur Rückreise mangelte; da doch jeder Beamte, der einen Staatsgefangenen zu transportiren hat, seine gehörigen Geldanweisungen haben muß. — Noch unwahrscheinlicher wird dieser Geldmangel, da, nach den eigenen Worten unsers Autors, dieser Hofrath durch die ganze Reise aus dem Kotzebu'ischen Beutel lebte — — dann vom Gouverneur, der ihm das Journal de Francfort

nachschickte, und der dabey, wie der Autor sagt, nicht wenig wagte. Braucht dies das Publicum zu wissen? —— Vom Curier, den er mit 50 Rubeln bestach, um ein Paket Briefe nach Petersburg zu bringen. —— Es zeigt sich an mehreren Stellen, daß Hr. v. K— auf das Bestechen vieles halte. —— Doch besser, wir decken diese Blößen mit dem Mantel der christlichen Liebe zu, und besuchen unsern Autor in seinem neuen Verweisungsorte in Kurgan.

Auch hier finden wir unsern Staatsgefangenen in einer mehr als erträglichen Lage. Wir sehen ihn beym Präsidenten des Nieder-Landgerichtes ankommen, wo er sich einen Stuhl nahm, und sich setzte, um dem Präsidenten zu zeigen, auf welchen Fuß er behandelt seyn wollte. Hier erscheint Hr. v. K— abermahls als schlechter Justitiarius. Kann ein Gefangener oder Verurtheilter selbst bestimmen, wie er behandelt seyn will? Der Präsident warf einen befremdenden Blick auf ihn, da er ihm aber vom Gouverneur gut empfohlen ward, so blieb es bey diesem Blick.

Von Merkwürdigkeiten, die dem Autor auf

dieser Reise aufstießen, erfährt der Leser wenig oder nichts; nur beschreibt er uns eine Blume, die ihm noch nie zu Gesichte kam, und von der nach der Hand kein Botaniker etwas wissen wollte. Vielleicht hatte er, als er diese Blume zu sehen glaubte, wieder wachend geträumt.

Anstatt interessanter Merkwürdigkeiten liefert er uns eine Beschreibung von den Honoratioren des Städtchens, und ich muß gestehen, daß der Kotzebu'ische Pinsel dießmahl sehr grob ausfiel; aber ganz natürlich, es waren Leute, die ihn nicht mit französischen Büchern versahen, und mit seinem Theatergenie harmonirten. Darauf folgt ein interessanter Preiszettel aller dortigen Lebensmittel; und dadurch wollte Hr. v. K— wenigstens für jene Leser sorgen, die auf Essen und Trinken etwas halten. Dann erzählt er uns seine tägliche Lebensart, und daß er öfters mit sich allein grande patience spielte — ach! warum spielte er es nicht immer nur mit sich allein, sondern auch mit den Lesern seines merkwürdigsten Jahres? Seine Lieblingsunterhaltung, die Jagd, füllt auch mehrere

Seiten an, und nur ist das Einzige merkwürdig dabey, daß Hr. v. K— in Ermanglung eines Jagdhundes sebst den Pudel machte, und die geschossenen Schnepfen aus dem Wasser hohlte.

Bey all diesen Unterhaltungen spann sich doch in seinem Kopf wieder der Gedanke zur Flucht an, den er aber erst ausführen wollte, wenn seine Frau bey ihm war. Die Rolle, die seine Christl dabey zu spielen hatte, war die Rolle einer wahren Comödiantinn, und das bestätigt meinen Satz, daß Hr. v. K— sich vortrefflich auf das Abrichten der Actricen verstehe.

Pour la bonne bouche beschreibt er uns einen Schmaus, zu dem er geladen war, durch mehrere Seiten, und läßt sich auch diesen Schmaus von uns bezahlen, und schließt endlich den ersten Band mit den Worten: ich hatte mich verrechnet — Gerade mit den Worten, in die jeder Leser ausbrach, der in seinem merkwürdigsten Lebensjahre mehr suchte als er fand.

Im zweyten Theile verfährt Hr. v. Kotzebue mit seinen Lesern, wie ungefähr gewissenslose Metzger, die auf 2 Pfund Fleisch 3 Pf. Beine zuwägen, um nur das verlangte Gewicht von 5 Pf. heraus zu bringen. Er schien es sich einmahl in den Kopf gesetzt zu haben, daß sein zweyter Band so dickleibig werden soll, wie der erste, und weil ihm, trotz aller Kunst, nichtsbedeutende Dinge in einen Schwall von schönen Worten einzuhüllen, der Faden doch ausging, so gab er uns die vier Bogen lange Beschreibung des Michailowschen Palastes, und da auch diese das Gewicht nicht voll machte, endlich eine abermahls fünf Bogen lange, und bis zum Ekel langweilige Widerlegung der Mémoires sécrets sur la Russie als Zuwage mit —— Und doch sollen wir ihms noch immer aufs Wort glauben: sein Herz hänge nicht am Geld.

Nein! so hat noch kein Autor das lesende Publicum be—dient! selbst Voltaire nicht, dessen Herz doch schrecklich am Gelde hing. Was hat eine Beschreibung des Michaelowschen Palastes, was eine Kritik über ein ganz fremdes Werk mit der Exiliums-Geschichte des Hrn. v. K— zu thun? Die Erstere hatte er auf Befehl des verstorbenen Kaisers verfertigen müssen, und weil dieser zu früh starb, so läßt er sich nun das Honorarium vom Publicum bezahlen, und setzt Deutschland, Frankreich und England in Contribution. Mit seiner Kritik über die Mémoires wollte er sich wahrscheinlich (wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt) irgendwo ein Bildl einlegen — aber auch dieß hätte nicht auf Kosten seiner Leser geschehen sollen.

Doch weg mit Vorwürfen! Sehen wir lieber, ob wir nicht wieder auf Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten stoßen, die uns das Zwerchfell erschüttern. Finden wir sie, so sind wir doch einiger Maßen für die Langweile entschädigt, die uns auch die Lectüre des zweyten Bandes verursacht hatte.

Schon das Titelkupfer ist sehr komisch. Andere Autoren begnügen sich, wenn ihr Kopf (es sey nun im antiken oder modernen Geschmack) an der Spitze ihres Werkes ein Mahl erscheint; aber die Eitelkeit unsers Autors wollte sich zwey Mahl in Kupfer gestochen sehen: ein Mahl in eleganter Frisur, und nun im Schlafrock mit einer Mückenkappe auf dem Kopf, und einer Tobakspfeife im Maul. Damit wir aber nicht zweifeln dürfen, daß es der Hr. v. Kotzebue ist, der hier auf dem Holzstoße sitzt, so mußte der Zeichner alle Augen der tartarischen Männer, Weiber und Kinder auf ihn hin richten. Sie stehen alle so andächtig und in Entzücken verloren da, wie die Indianer vor ihrem Lama.

Mit seinem zweyten Bande beginnt seine Erlösungsgeschichte. Jeder empfindsame Leser wird Theil daran genommen haben. Es ist immer eine wohlthätige Empfindung für die Menschheit, einen Unschuldigen befreyt zu sehen. Aber unser Autor störte wieder selbst diese wohlthätige Empfindung, indem er uns seinen Bedienten französisch redend einführte, und seine Worte

doch wieder ins Deutsche übersetzte. Auf was für Leser rechnete denn Hr. v. K—? So machte er es auch mit dem Briefe des Gouverneurs, den er uns, um nur die Blätter anzufüllen, in beyden Sprachen verkauft. Sogar russische Brocken müssen wir in zweyerley Gestalt verdauen; aber vielleicht wollte uns der Autor dadurch nur zeigen, daß er es in der russischen Sprache bis zum Schreiben gebracht habe; da er doch bey seiner Ankunft in Siberien dieselbe kaum verstand.

Bey der Nachricht von seiner Befreyung that er wie ein Kind, und gesteht uns selbst, daß seine Empfindungen schwelgten; aber mitten in dieser Schwelgerey behielt sein Witz noch Gegenwart genug, um über eine religiöse Function zu spötteln. — Es war eine Prozession, der er vor seiner Abreise auf dringende Bitte des Hofrathes de Grawi beywohnen mußte. Die Protestanten sind immer voll Witz, wenn es auf einen Tadel der Katholiken ankommt: daher erzählt er uns auch mit einer kleinen Faunenmiene: wie sich der benachbarte Dorfheilige und der Stadtheilige

einander becomplimentirten, wie ein bärtiger Pope denselben anräucherte, wie alles sang und Kreuze schlug, wie sie endlich links um machten, und der fremde Heilige in das Haus seines Gastfreundes einzog. — So handelte der große Bonaparte nicht, als er in Aegypten war. Er verehrte die religiösen Gebräuche der Einwohner, und ging selbst in ihre Moscheen, ohne zu spötteln — aber freylich ist Bonaparte kein Theatergenie.

Bey seiner Abreise von Kurgan ward er geherzt und gedrückt. Der eine brachte ihm Punsch, der andere Victualien, der dritte Gurken, und sein Kibitken ward so voll gepackt, daß nicht alles Raum darauf hatte: deßwegen ruft er auch aus: das Angedenken an eure herzliche und anspruchlose Gastfreundschaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Brust! Ey, ey! Herr v. Kotzebue, wie geschwind vergaßen sie dieselbe, weil sie über eine ihrer frommen Religionsübungen spötteln konnten!

Nun kommen die Merkwürdigkeiten, die

ihm bis Tobolsk aufstießen. Es waren Wiesen, die er noch nie so üppig gesehen hatte. Jedermann durfte sie mähen, und doch waren sie größten Theils ungemäht, weil es nicht Mägen genug gab, die das Gras verzehrt hätten, (eine wichtige Entdeckung für Naturkündige). Dann sah er einen blödsinnigen Jüngling, der auf allen Vieren ging, und den Kopf perpendiculär aufrecht trug. (Vielleicht war es ein Discipel aus Rousseau's Schule). Diesem folgt eine Beschreibung einiger tartarischen Dörfer, die ihm den Stoff zu dem comischen Titelblatt gaben.

Hier kommt noch überdies eine Eroberung vor, die unser Autor an einem tartarischen jungen Weibe machte; und die er (weil er sie in seinen Spiegel sehen ließ) so sehr für sich einnahm, daß sie sich vor ihn hinhockte, und ihn mit Eyern bediente. Bey dieser Gelegenheit beschreibt uns der Autor den Haß, den die Tartaren gegen die Russen tragen, und sagt uns, daß letztere durch ihr barbarisches Betragen selbst daran Schuld wären. Hier wollte unser Herr v. Kotzebue,

als großer Statistiker der russischen Regierung sicher einen Wink geben.

In Tobolsk fand er den Curier, der ihn nach Petersburg begleiten sollte, und da war seine erste Frage um seine Christl — aber der Curier wußte ihm keine Nachricht von ihr zu geben. Gern wäre er an der Stelle abgereiset, allein es verging mehr als ein Tag, bis wegen der unbedeutenden 300 Rubel, die ihm als Reisekosten ausbezahlt wurden, alles geschrieben, unterschrieben, und gesetzmäßig berichtigt war. Auch diesen Wink wird die russische Regierung nicht unbenutzt lassen.

Nun wird abgereist. Sein Bedienter nimmt traurig Abschied von ihm, hat ihn aber vorher bestohlen; oder nur vielmehr die Habschaften seines Herrn mit ihm getheilt; denn unser Autor fand in seinem Wagen von allem nur die Hälfte. — — Aber um Vergebung! hätten nicht auch wir Leser das Recht, die Hälfte unsers Geldes zurück zu fordern?

Mit dem Curier, der ihn begleiten sollte, war unser Hr. v. K— abermahls nicht zufrieden; denn er sagt, daß man schon wie-

der nicht den rechten Mann gewählt hätte. Er nennt ihn einen unerzogenen, tölpischen Jungen, so bequem und faul, wie ein Schooßhund. Ein anderer Sraatsgefangener hätte freylich gern den Teufel zu seinem Begleiter genommen, wenn er nur aus Siberien wäre befreyt worden; aber unserm Hrn. v. Kotzebue ist es sehr schwer, alles nach seinem Kopf zu thun. Klüger hätte die Regierung freylich gehandelt, wenn sie ihm von mehreren Curier die Porträts geschickt hätte, damit er sich nach seinem Genie einen davon auswählen konnte.

Wie es bey Romanen schon gewöhnlich ist, kommt eine neue Wassergefahr vor; aber er entging ihr doch wieder glücklich, und erreichte das jenseitige Ufer. Die Flüsse hatten, wie er sich S. 46 ausdrückt, die Gefälligkeit, in ihre Ufer zurück zu treten, und schienen hülfreich einverstanden, ihn schnell an sein erseufztes Ziel zu tragen. So poetisch dieser Gedanke ist, so hat unser Poet doch einen gewaltigen Bock geschossen; denn in diesem Falle hätte er ja auf

einem von diesen Flüssen, oder wie es scheint, wohl gar auf allen zugleich nach Petersburg fahren müssen, sonst konnten ihn die Flüsse ja nicht hintragen — seine Reise ging aber zu Land fort. Bloß aus Barmherzigkeit gegen die Leser übergehen wir mehr andere seiner falschen Bilder.

Nach einer Krankheit, die sich aber durch eine Crisis der Natur wieder hob, setzte unser Autor seine Reise weiter fort, und leerte beym Anblick des Tobolskischen Gränzpfahls die letzte Bouteille Burgunder aus. Sie war eigentlich für den glücklichen Tag bestimmt, wo seine Christl bey ihm in Siberien angekommen wäre. Die Function, wie nun diese Bouteille ausgeleert wurde, wird umständlich beschrieben. Erstens zog er sie hervor, dann öffnete er sie mit einem Korkzieher, den ihm seine gute Mutter am letzten Weihnachtsfeste schenkte, trank dann jubelnd daraus in großen Zügen, und wie auch der Curier und

der Postillion mitgetrunken hatten, zerschlug er die Flasche (nach Renomisten Art) am Gränzpfahl und fuhr singend davon. Ich möchte was daran wetten, daß unser Herr v. Kotzebue in seiner Begeisterung im Gränzpfahl den tyrannischen Hofrath, oder den Herrn v. Driesen zu erblicken glaubte.

In Kurgan stand Hr. v. K— wieder Lebensgefahr aus. Sein Wagen schlug um, die Pferde liefen fort, sein Kopf schleifte auf den Steinen — noch funfzig Schritte, und seine Hirnschale mußte zertrümmern; aber zum Glück war Markt. Die Bauern liefen herbey, und hielten die scheuen Pferde auf. Herr v. K— irret; es waren keine Bauern; es war der Schutzgeist der Gallischen Schädelsammlung; denn welcher Verlust wartete auf diese Sammlung, wenn der Schädel unsers Autors in Trümmer gegangen wäre.

Die Reise ging nun weiter durch Perm, und Kasan. Im ersten Orte schlief er wieder auf dem Sofa, auf dem er sich vor zwey Monathen, wie ein Verzweifelnder, herum

gewälzt hatte, in Kasan aber drängten sich Deutsche, Franzosen und Russen mit freundlicher Neugierde herbey, und wetteiferten, dem Erlösten ihr Wohlwollen zu bezeigen, und als er abfuhr, begleiteten ihn ein halb Dutzend Droschken (unsere so genannten Würste) bis an die Ufer der Wolga; ob sie sich nicht auch von seinem zerrissenen Schlafrocke eine Reliquie zum Angedenken ausbaten, sagt er uns nicht.

In Nischny Nowogoröd ward sein Triumph noch mehr verherrlicht. Die Frau Post-Directorinn erfuhr kaum, daß der Herr, der mit langem Bart und zerrissenen Schlafrock unten in seinem Kibitken lag, der berühmte Herr v. Kotzebue sey, so ließ sie ihn schon durch ihren Bedienten zum Essen einladen. Er schlug Anfangs aus Beschämung über Bart und Schlafrock die Einladung ab. (Hier eine kleine Nebenfrage!) Unser Autor hatte vollkommene Freyheit über seine Barbiermesser, warum rasirte er sich nicht? Oder sollte hier ein kleiner Comödiantenkniff dahinter liegen? Ließ er sich vielleicht

vorsetzlich den Bart wachsen, um mehr Mitleiden zu erregen, oder glaubte er, daß der Bart den Philosophen mache? Doch wieder zur Sache. Er nahm endlich die Einladung an, als sie dringend mit dem Beysatz wiederhohlt ward, daß er allein auf einem Zimmer speisen könne, zu welcher Annahme aber, wie er selbst gesteht, sein hungriger Magen nicht wenig beytrug.

Er kommt in ein elegantes Zimmer, wo man einen Tisch für eine Person servirte; aber bald darauf trat eine junge blühende Dame ein. Es war die Frau Post-Directorinn, die sich mit dem Verlangen, seine Bekanntschaft zu machen, entschuldigte. So ein großer Freund des schönen Geschlechtes (arme Christl) unser Autor auch nach seinen eigenen Worten ist, so gerieth er doch in nicht geringe Verwirrung. Er stand ihr gegenüber, wie ein Cyniker der Aspasia, und schämte sich, so oft ihm der Spiegel seinen langen Bart und seinen zerrissenen Schlafrock zurück warf. Was ward aber erst aus ihm, als sich das Zimmer nach und nach mit Damen und

Herrn vom ersten Range füllte, die sich, während er allein, wie ein König von Spanien speiste, um ihn her drängten, und ihn links und rechts mit Lobsprüchen anräucherten. Endlich zogen sie sogar den neuesten Band seiner Schauspiele hervor, und verglichen das gestochene Porträt mit dem langbärtigen Original.

Wie mußte dies seine Eitelkeit nicht kitzeln! Doch gesteht ers selbst, daß er des Genusses erst recht froh ward, als er wieder in seinem Kibitken saß. Welche schmeichelhafte Erinnerung, rief er aus, noch an den Gränzen von Asien Freunde meiner Muse zu finden! Ist unser Herr von Kotzebue nicht eine wahre litterarische Coquette?

Abermahls eine Lebensgefahr. Ein Postillion soll einen Anschlag auf sein Leben, oder vielleicht nur auf seinen Beutel gehabt haben. Das konnte er uns mit wenig Worten erzählen, dehnte es aber auf fünf Seiten aus, weil sein Herz nicht am Geld hängt. Wir sehen ihn nun in Moskau. Sein erster Besuch war bey einem Buchhändler. Das liegt in der Natur: der

fromme Katholik sucht die Kirche auf, der Autor den Buchladen; aber so freut sich kaum das eitle Mädchen, das nach zwey Monathen wieder einen Spiegel sieht, als sich unser Autor schon bloß beym Anblick eines Buchhändlers freute. Er bricht auch hier wieder in Exclamationen aus. Nach einem kurzen Aufenthalt setzte er seine Reise fort, und erreichte endlich wohlbehalten die Barrieren der Residenz.

Daß unser Autor bey seiner Ankunft in Petersburg gern bey seinem Freunde Graumann abgestiegen wäre, daß er aber dafür in ein Stübchen geführt wurde, das zur geheimen Expedition gehörte, daß die Bettstelle ohne Betten dort von Ungeziefer wimmelte, und er daher die erste Nacht ohne Schlaf zubrachte, daran wird sich der Leser ohne das erinnern.

Dies alles harmonirte freylich nicht mit der rosenfarbnen Idee, die er sich von seinem Empfang in Petersburg mochte gemacht haben.

Daß man ihm in Prozession entgegen kommen, und die Damen sich an sein Kibitken spannen würden, um ihn im Triumph nach der Stadt zu ziehen, das konnte er sich, troß der feurigsten Imagination, freylich nicht versprechen; aber doch glaubte er sich schon so frey, wie ein Vogel, der dem Käfig entflog, und daher mußte der Willkomm in Petersburg für ihn allerdings sehr niederschlagend seyn.

Aber mit dem folgenden Tag ging auch die Freudenssonne für ihn auf. Der Etatsrath Fuchs entdeckte ihm, daß seine Frau in Petersburg sey, und noch am selben Tage lag sie in seinen Armen. — —

Wehe dem Leser, ruft unser Autor emphatisch auf, der diese Scene nicht fühlt! Das heißt freylich der Kritik mit einem Machtspruch das Maul stopfen; da aber auch Machtsprüche zum Despotismus gehören, und Herr v. Koßebue diesem seit seiner Reise nach Siberien unmöglich hold seyn kann, so wird er mirs vergeben, wann ich ihms freymüthig gestehe, daß ich bey dieser Scene laut auflachte. Der Gegenstand ist an sich allerdings

rührend, aber unser Autor hat ihn wieder nach seinem gewöhnlichen Theaterschnitt bearbeitet.

Wer soll nicht lachen, wenn man den großen Kotzebue in der Attitüde sieht, wie er vor seiner Christel kniet, den Köpf in ihren Schooß legt, und weint wie er nie geweint hat? Also noch ärger wie Kind? Thut dies der große Mann? Bleibt er nicht männlich im Schmerz wie in seiner Freude? Zum Unglück für Hrn. v. K— fiel mir eine alte Farce vom gottseligen Bernardon ein, wo Prinz Leander, der einige Zeit von seiner geliebten Aurelia getrennt war, beym Wiedersehen eben so kindisch that. Auch an die Octavia erinnerte mich diese Scene wieder; auch dort lag der schwache Antonius auf dem Schooße seiner geliebten Kleopatra, und ließ bey vielen Zuschauern den Zweifel zurück: ob ihm die ägyptische Königinn nicht etwa L** suche? Wenn mich also seine so rührend seyn sollende Scene des Wiedersehens ungerührt ließ, so ist Hr. v. K— selbst Schuld daran.

Nun folgen viele Aufschlüsse über den Cha-

racter des Hrn. Gouverneurs v. Driesen, und noch mehr anderer Personen, die zwar nach ihrer Pflicht — aber nicht nach dem Kopfe des Hrn. v. K— handelten. Keiner kommt ohne blaue Flecke davon; hingegen hält unser Autor eine Dank-Litaney an alle Freunde und Gutthäter, die seiner guten Christl während seines kurzen Sommer-Sejours in Siberien hülfreiche Hand bothen. Die Formel, deren er sich dabey bediente, ist ungefähr die katholische Litaney, wo es heißt: Dank dir, o heiliger Krispin! Dank dir, o heiliger Prokop! und auch dir o heiliger Bongraz! u. s. w.

Schon am folgenden Tage fiel der erste Strahl kaiserlicher Gnade auf unsern Autor. Er erhielt das in Liefland gelegene Krongut Worrokül zum Geschenke, das ihm jährlich 4000 Rubel einträgt. Welch ein Glück, nach Siberien geschickt zu werden! würde mancher ausrufen, dem das

Geld mehr am Herzen liegt, als unserm Hrn. von Kotzebue.

Gern hätt' er nun, um den Traum seiner Leiden zu vergessen, (oder vielmehr, weil er der Wetterfahne der Laune nicht traute) Rußland verlassen, und wäre nach Deutschland zurück gekehrt; aber er wagte es nicht um die Erlaubniß anzuhalten; sondern bath bloß um die Gnade, die Wohlthaten seines Monarchen auf dem Lande im Stillen genießen zu dürfen.

Eine neue Gnade war die Antwort auf diese Bitte. Der Kaiser ernannte ihn zum Director der deutschen Hoftruppe. Zwölf hundert Rubel aus dem Cabinett, 1800 aus der Theatercasse und freye Wohnung waren mit dieser Stelle verbunden; aber für unsern Hrn. v. K— war diese neue Gnade ein Donnerstreich. Seitdem ihm das böse Theaterpersonal in Wien so viel Verdruß und Gall gemacht hatte, scheute er eine Theaterdirection mehr als Sibirien.

Das Bild, das er uns gleich darauf von einem Schauspieler entwirft, ist so schmeichel-

haft, daß ich hoffe, jeder Acteur und jede Actrice werde sich dieses Blatt (da das Uebrige ohnehin zu besserm Gebrauch zu verwenden ist) aus dem Buche heraus schneiden, und anstatt eines Spiegels im Zimmer anbringen. Unser Autor schließt sein mit Meisterhand gezeichnetes Porträt aus Schakespear mit den Worten: Eitelkeit, dein Nahme ist Schauspieler! Lebte der gute Schakespear zu unsern Zeiten, vielleicht sagte er: Eitelkeit dein Nahme ist — Kotzebue!

Wie er selbst erzählt, studierte unser Autor die feinsten Wendungen aus, um so wohl seinen Dank als seinen Widerwillen mit gleichen Farben zu schildern, aber es war alles vergebens: unser Hr. v. K— mußte sich wieder nolens volens mit dem abscheulichen Theatergesinde encanailliren.

Um diese Zeit erhielt er alle ihm an der Gränze weggenommenen Schriften zurück: Er erschrak bey ihrem Anblick; denn es fand sich wirklich eine Stelle darunter, die ihn, wenn sie der Kaiser zu Gesicht bekam, zum Zobelfänger in Kamtschatka qualificiren konnte;

aber eine wohlthätige Hand hatte sie so dick mit Tinte bekleistert, daß unser Autor sie kaum selbst entziffern konnte. — Vielleicht war auch diese eine von den Bruderhänden, denen er in seiner Dedication so herzlich dankte.

Endlich kommen wir auf den Punct, nach dem wir schon lange gierig waren, auf die Ursache seiner Befreyung aus Siberien. Die Meinungen waren im Publicum verschieden hierüber. Sehr viele behaupteten, er habe sie bloß einem gütigen Fürspruche der Madame Chevalier zu verdanken gehabt, und daß er ihre Gnade durch ein Lobgedicht gewann, das er in Siberien auf sie verfertigt hatte.

Andere waren wieder der Meinung, der große Bonaparte habe durch den französischen Gesandten beym Kaiser für ihn vorsprechen lassen. Sehr viele hielten es für das wahrscheinlichste, daß die Hoftheater-Direction in Wien ihren unentbehrlichen Theaterpoeten mit Nachdruck reclamirte, und mehrere wollten es sogar mit Evidenz wissen, daß der im Reiche der Litteratur so berühmte Baron v. N—r in

dieser Rücksicht mit Depeschen nach Petersburg abgeschickt wurde. — —

Alle diese Herrn und Damen verfehlten das Ziel. Der Erlöser des Hrn. v. K— aus Siberien war ein kleines unbedeutendes Drama von seiner Feder: Der alte Leibkutscher Peter des Dritten. So sagt er uns, und wir müssen es ihm glauben. Herr v. Kotzebue könnte also mit Recht behaupten: Daß ihn ein kaiserlicher Leibkutscher aus Siberien zurück geführt habe.

So groß die Wohlthaten waren, mit denen der Kaiser ihn bisher überhäufte, so traute unser Autor doch der Laune des Glückes nicht. Das Herz klopfte ihm, so oft er einen Staats-Curier oder Feldjäger sah: so zittert der geprügelte Hund, so oft er eine Peitsche sieht. Aber wie groß war nicht erst seine Angst, als er das erste Mahl nach Gatschina berufen ward? Er hatte sich reichlich mit Geld verse-

hen; denn er glaubte, es wäre auf ein neues Exilium angelegt; aber zum Glück betraf es nichts, als eine nochmählige Empfehlung einer sehr strengen Censur.

Das Herz blutet einem, wenn man in der Folge liest, wie grausam unser Herr v. Kotzebue mit seinen eigenen Kindern verfahren mußte. Unmenschlich mußte er, wenn er nicht seine eigene Nase dem Aufschlitzen preis geben wollte, seinen armen Kindern bald Nasen und Ohren, und oft sogar den Kopf weg schneiden. Seine vielgeliebte Octavia, sein Epigram, seine beyden Klingsberg, sein Schreibepult, sein Taubstummer sahen den verstümmelten Statuen in einem verödeten Garten ähnlich; und doch wollte er lieber in seinem eigenen Eingeweide wüthen, als Stücke von andern Autoren aufs Theater bringen. O du unbarmherziger Vater!

Dieser Vorwurf ward ihm öffentlich gemacht; aber er entschuldigte sich mit der allgemeinen Büchersperre, die nicht einmahl die Einfuhr der Bibel erlaubte. Aber unser Autor hatte

ja Buchhändler zu Freunden, und dort konnte er ja wenigstens die ältern Meisterstücke der deutschen Schaubühne finden; es gibt ja in Petersburg auch Freunde der deutschen Litteratur, und wir lasen doch in keiner Zeitung, daß man dort alle Privatbibliotheken confiscirt oder verbrannt hätte. Endlich konnte ja unser Hr. v. K—, er, der täglich den Monarchen sprach, und dem seine Freymüthigkeit so wohl gefiel, sich ja vom Kaiser die Erlaubniß erbitten, wenigstens von Iffland und Ziegler die neuesten Stücke kommen zu lassen. Beyde mußten dem Fürsten als unschuldige, vom Jacobinismus entfernte Schriftsteller bekannt seyn; denn wenn Hr. v. Kotzebue einen weiblichen Jacobinerclub als Ehrenrettung schrieb, so hat uns Herr Ziegler in seiner Barbarey und Größe, und seinem Tyroler-Landsturm noch weit mehr seinen Abscheu vor gefährlichen Verbrüderungen aufgedeckt. Könnte ein Spötter nicht abermahls sagen: Herr v. K— wollte nur allein glänzen, und wenn er doch einmahl ein Stück von

Ziegler und Iffland gab, so wählte er sicher nur unbedeutende Sterne, die den Glanz der eigenen Sonne nicht verdunkeln konnten.

Fast sollte man glauben, daß doch etwas an der Fürsprache der Madame Chevalier seyn könne; denn Hr. v. K— erzählt uns selbst S. 153, daß sie sich sehr artig gegen ihn betrug, und daß er der seltnen Gunst genoß, Zutritt in ihrem Hause und an ihrer Tafel zu haben. Sie erzeigte ihm sogar die Ehre, die Gurli in seinen Indianern in England zu spielen; die ein gewisser Marquis auf eine etwas unbarmherzige Art zu einer Opera verschneiden mußte. So mußte sich Hr. v. Kotzebue nicht nur ex officio selbst verschneiden, sondern wurde auch noch von andern verschnitten!

Wir kommen nun an die etwas seltsame Aufforderung zu einem Turnier an die Souveräns von Europa. Ob ihm die jetzige Regierung vielleicht nicht gedankt hät-

te, wenn er diesen Punct gar nicht berührte, oder sich doch nicht öffentlich für den Uebersetzer des fehlerhaften Originals erklärte, das lassen wir dahin gestellt seyn; nur ein Einziges nimmt uns bey der ganzen Geschichte Wunder, nähmlich: daß der Kaiser in dieser Aufforderung den Herrn v. Kotzebue nicht als seinen Schildknappen aufführte. Warum sich der Kaiser mit dieser etwas paradoxen Ausforderung gerade an Hrn. v. K— und an keinen andern wandte, ließ sich bey einer strengen Analyse unschwer heraus bringen.

Die Uebersetzung dieser lustigen Ausforderung trug ihm eine Dose mit Brillanten besetzt, und er war (was weit schätzbarer ist) von diesem Augenblick an in der Gnade des Kaisers. Er trug ihm die Beschreibung seines neuen Pallastes auf (die wir bezahlen mußten) und es verging fast kein Tag, wo er sich nicht mit ihm besprach; denn unser Autor lief nun den ganzen Tag mit der Schreibtafel in der Hand im Pallast herum, um die Merkwürdigkeiten alle aufzuzeichnen. Der Kaiser hatte sich von dieser Beschreibung etwas Außeror-

dentliches versprochen; aber wenn er nun aus den seligern Gefilden auf diesen Erdball nieder blickt, wie wird er sich über diese Beschreibung nicht wundern! Hätte seine Kaisermacht dort nicht aufgehört, ich wette, er schickte unsern Herrn v. Kotzebue noch ein Mahl nach Siberien.

Nach der Beschreibung des Michailowschen Pallastes, die unser Autor kurz nennt, die wir aber lang und langweilig finden, kommt er auf den erfolgten Tod des Kaisers. — Hier zeigt er zum ersten Mahl etwas Prudentiale; denn er berührt nicht einen einzigen Nebenumstand; aber aus sehr natürlichen Ursachen: denn er hat dort noch immer ein Krongut im Besitz. Darauf folgen mehrere kleine Geschichtchen von Gefangenen, die der neue Kaiser aus Siberien befreyte. Sie sind nicht übel geschrieben, haben aber nur wieder den kleinen Fehler, daß sie nicht zur Sache gehören und wie die Figuranten bey einem schlecht an-

gelegten Ballet bloß zur Ausfüllung des Theaters dienen.

Endlich kommen wir auf eine durch viele Seiten ausgedehnte Biographie der Madame Chevalier, die so artig gegen ihn war, ihn an ihre Tafel zog, und sogar seine Gurli spielte. Das Bild, das er uns von ihr entwirft, ist noch gräßlicher als das Porträt des tyrannischen Hofrathes: aber noch weit übler kommt ihr Mann weg; doch glaube man ja nicht, daß Hr. v. K— die Farben zu diesen häßlichen Gemählden aus einem undankbaren, neidischen oder grollsüchtigen Herzen nahm! Er gesteht uns S. 287 selbst, daß er persönlich nicht die geringste Ursache habe, sich über Monsieur und Madame Chevalier zu beschweren, und daß er bloß die allgemeine Indignation nieder schrieb: wir könnten ihn also mit Recht die Stadt-Trompete von Petersburg nennen.

Der Tod des Kaisers eröffnete ihm die frohe Aussicht, in sein Vaterland zurück kehren zu dürfen. Er bath um seinen Abschied, erhielt aber die schmeichelhafte Antwort: daß ihn der neue Kaiser in seinen Diensten zu behalten wünsche. Dieß kitzelte seine Eitelkeit; er schlug eine Veränderung des deutschen Theaters vor, und erhielt den Auftrag, einen Plan dazu zu entwerfen. Der ward gemacht: Herr v. K— forderte 60000 Rubel jährlich. Es ist mehr als billig, daß ihm die Galle, die ihm das verwünschte Theatervolk gemacht hätte, wenigstens durch blanke Rubel ersetzt würde; aber der Kaiser fragte den Oberhofmarschall: was denn das deutsche Theater dem Hofe bisher gekostet habe, und die Antwort war: nichts. Der Monarch stutzte, und aus den 60000 Rubeln ward ebenfalls nichts. Unser Hr. v. K— nahm oder bekam also seinen Abschied mit einem lebenslänglichen Gnadengeld. Schon wieder höre ich den Ausruf: o welch ein Glück, nach Sibirien geschickt zu werden!

Er reist mit seiner Familie von Petersburg

ab. Sein Empfang bey den Freunden, bey denen er unter Weges abstieg, ihre Umarmungen, sein Herzklopfen, das er jedes Mahl dabey bekam, das alles möchte wohl den Hrn. v. Kotzebue interessiren; aber für seine Leser hat es nicht das geringste Interesse. Ein einziger Umstand darin ist für uns anziehend. Ein Brief, den seine unglückliche Frau an die Herzoginn v. Weimar geschrieben hatte, ward vom Post-Director dem Kaiser zugesandt. Dieser las ihn, befahl aber den Brief an der Stelle versiegelt an die Addresse ablaufen zu lassen. Hr. v. K— hält es nun für gewiß, daß dieser Brief auf das empfängliche Herz des Monarchen gewirkt habe, und daß er außer dem Leibkutscher Peters des Dritten auch seiner lieben Christl seine Erlösung zu verdanken habe.

Er kommt an die russische Gränze, der Schlagbaum fliegt auf; sie rollen hinaus; der preußische Adler winkte ihnen, und bey seinem Anblick brach er in Thränen aus, die er, von seiner Frau umarmt, sanft verweinte. —

(Ey Thränen und kein Ende!!) denn er glaubte sich schon in seinem Vaterlande.

In Königsberg fand er einen Liebling des verstorbenen Kaisers, der ihm offenherzig entdeckte, daß unser Hr. v. Kotzebue dem Kaiser bloß als Schriftsteller verdächtig war — und unser Autor hat doch nie eine anstößige Zeile geschrieben. Kaiser Paul wird noch in der andern Welt für diesen Verdacht büßen.

Am Schlusse seines dickleibigen Werkes wünscht er der Asche seines Verfolgers und Wohlthäters sanfte Ruhe. Diese wünschen wir zwar seiner Feder nicht; wohl aber vereinigen sich alle Wünsche, daß er uns nie wieder mit einem ähnlichen merkwürdigen Jahre seines Lebens be—dienen möge.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Joseph,

Bemerkungen über des Herrn von Kotzebue neuesten Roman: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens

[Wien] 1802

P.o.germ. 769 bm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113073-7